

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **54 (1974-1975)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZERISCHE PRESSEZENSUR IM WELTKRIEG

Pressekontrolle und Presselenkung 1939–1945

Obwohl inzwischen auch die amtlichen Akten für die historische Forschung leichter zugänglich geworden sind, bleibt die Presse eine wichtige Geschichtsquelle. Allerdings bedarf es hier der differenzierten Auswertung. Manche Unsicherheiten in der Beurteilung, wie sich die einzelnen Zeitungen während des Zweiten Weltkrieges verhalten haben, resultierten aus der mangelnden Kenntnis, wie weit sich die Pressekontrolle auf die Informationstätigkeit und Schreibweise hemmend ausgewirkt hat. Die Schweiz sah sich in die missliche Lage versetzt, von zwei übermächtigen Diktaturregimen umringt zu werden, deren Gewalttätigkeit demokratischem Empfinden zutiefst widersprach, von denen der Kleinstaat jedoch in seiner Existenz wider Willen stark abhängig geworden war. Die Politik des pragmatischen Realismus setzte auch im Pressewesen die ideellen Freiheitsprinzipien in wesentlichen Bereichen ausser Kraft. Die Sorge um die eigene Existenz verlangte dort ein Leisetreten oder gar Schweigen, wo in anderen Zeiten laute Proteste und Anklagen das Gebot gewesen wären. Was konnte in jenen Kriegsjahren der schweizerischen Öffentlichkeit noch zur Kenntnis gebracht werden? Wie weit durfte die eigene Meinung zum Ausdruck gelangen?

Max Nef, Karl Weber, Edgar Bonjour und zahlreiche andere Stimmen haben wertvolle Einblicke in die Verhältnisse der Schweizerpresse nach 1933 vermittelt. Eine umfassende Analyse der

schweizerischen Pressepolitik während des Zweiten Weltkrieges nimmt jedoch erst der Basler Historiker Georg Kreis vor, dessen mit grosser Akribie erbrachten Forschungsergebnisse vermehrte Beachtung verdienen¹. Denn hier geht es um zentrale Fragen des schweizerischen Innenlebens unter besonderer Berücksichtigung der aussenpolitischen Aspekte. Der Verfasser gliedert sein Werk in drei Teile. Zunächst wird aufgezeigt, auf welchen rechtlichen Grundlagen die Presseüberwachung basierte und mit welchem technischen Apparat sie durchgeführt wurde.

Grundlagen der Pressepolitik

Übertrug der Bundesrat am 8. September 1939 die Pressekontrolle dem Armeekommando, so umriss die Abteilung für Presse und Funkspruch (APF) – die zentrale Überwachungsstelle im Armeestab – noch am selben Tag in einem Grunderlass die wichtigsten Verbote. Unter diese fielen Veröffentlichungen, die die Schweiz nach aussen oder im Innern gefährdeten, die meisten militärischen Nachrichten sowie bestimmte Meldungen wehrwirtschaftlicher Art. Obschon der Kommentar vom 6. Januar 1940 im Gegensatz zum Grunderlass positive Formulierungen bevorzugte, weitete er das Verlangen nach Zurückhaltung noch aus. Von der Pressekontrolle hingegen ausgespart wurde der innenpolitische Bereich, so-

weit sich nicht Kollisionen mit den erlassenen Verbotsmassnahmen ergaben. Die repressiven Mittel, mit denen die APF und ihre regionalen Kontrollstellen in den Territorialkreisen die primär auf dem Weg der Nachzensur festgestellten Verstösse ahnden konnten, legte abschliessend der Bundesratsbeschluss vom 31. Mai 1940 fest. Die abgestufte Skala von leichten und schweren Massnahmen reichte von Geboten im Einzelfall, von Verwarnungen und Einzelbeschlagnahmen bis hin zur öffentlichen Verwarnung, zur Vorzensur oder gar längerfristigen Einstellung. Wie sich bei diesem an und für sich undemokratischen Kontrollunternehmen eine schweizerische Lösung fand, die die Vorteile des Milizsystems positiv zu nutzen wusste, ist aus der historischen Perspektive wohl der interessanteste Aspekt dieses Abschnittes. Neben dem Bundesrat waren es mehr und mehr die Fachleute aus dem Pressewesen selbst, die die Linie der Pressepolitik im wesentlichen bestimmten. Die Frage: zivile oder militärische Suprematie, spielte, so lautet die Schlussfolgerung des Verfassers, spätestens seit Frühjahr 1940, für die Tätigkeit der APF und die Presse keine Rolle mehr.

Trotzdem entwickelte sich die Pressekontrolle im Sommer 1940, als sie von aussen wie von innen extremster Belastung ausgesetzt wurde, zunehmend zu einem System der Presselenkung. An zahlreichen Einzelfällen überprüft der Verfasser im zweiten Teil seiner Untersuchung die pressepolitische Praxis im Bereich der Aussenpolitik.

Dirigistische Einflussmöglichkeiten schuf sich die APF vor allem durch die präventiven Weisungen. Indem sie immer von neuem mit Wegleitungen und Verboten an die Redaktionen und

Agenturen gelangte, wurde der Bewegungsraum der Informationsmedien um ein weiteres eingeengt. Von insgesamt 172 Weisungen zielten 76,7 Prozent auf eine Rücksichtnahme gegenüber den Achsenmächten; der Rest bezog sich auf schweizerische Belange. Ein Eingreifen zugunsten der Alliierten findet sich hingegen kaum. Auf eine entsprechende Klage über diese ungleiche Verteilung rechtfertigte sich Bundesrat von Steiger nicht ganz zu Unrecht damit, dass die Ursache in der einseitigen Sympathienahme der Presse selbst begründet liege. Doch, und dies ist an verantwortlicher Stelle nicht überall bewusst geworden, handelte es sich hier nicht lediglich um eine Frage der Sympathie, sondern um fundamentale Werte wie Menschenrechte und Menschenwürde, mit denen der schweizerische Staatsgedanke aufs engste verknüpft war. Sie zu zerstören hatte sich der Nationalsozialismus aber geradezu zur Aufgabe gemacht.

Kriegsverbrechen und Zensur

Um so wichtiger ist es zu erfahren, wie weit über die Unterdrückungs- und Vernichtungspolitik des Hitlerregimes informiert werden konnte. Die Berichterstattung über die allgemeine Situation in den besetzten Gebieten war, wie nun Georg Kreis offenlegt, in der Regel unbehindert. Auch über Erschiessungen von Widerstandskämpfern und Geiseln konnten Nachrichten zumeist ohne Einspruch veröffentlicht werden, war es doch Deutschland selbst, das darüber zur Abschreckung öffentlich berichtete. Die Kommentierung solcher Gewaltakte war laut Weisung vom Oktober 1941 hingegen verboten.

Brisanter war es, auf jene Verbrechen aufmerksam zu machen, die das Naziregime möglichst geheimhielt. Bemerkenswerterweise gelangt der Verfasser auch für die Informationen über die Massenvernichtungen zu dem wohl überraschenden Schluss: «Die Restriktionen der Pressekontrolle in diesem Bereich sind in verschiedenen Publikationen, insbesondere in jenen, die sich mit der schweizerischen Flüchtlingspolitik befassen, eher überschätzt worden» (S. 195). In der Tat finden sich, wie dies Martin Germann für den Kanton Schaffhausen aufgezeigt hat, seit 1942 vor allem in der sozialdemokratischen Presse verschiedentliche Hinweise auf die organisierten Massenmorde. Zumeist handelte es sich um die Weitergabe von Berichten der polnischen Exilregierung oder englischer Agenturmeldungen. Die Verantwortung für diese Nachrichten lag somit primär bei ausländischen Agenturen. Ergab sich hieraus eine gewisse Absicherung im Fall deutscher Interventionen, so konnten andererseits diejenigen, die sich nicht mit fremden Sorgen belasten wollten, die Meldungen allzu leicht als alliierte Greuelpropaganda abtun. Um so wichtiger wäre es gewesen, die Öffentlichkeit aufgrund eigener Informationsquellen zu alarmieren. Da Informationen von Einreisenden, auch von Flüchtlingen und Internierten, nicht verwendet werden durften – selbst Mitteilungen aus dem Kreis der schweizerischen Ärztemission fielen einem Verbot anheim –, da weder «unkontrollierbare Gerüchte» verbreitet, noch der ausländischen Kriegspropaganda Beihilfen geleistet werden sollten, blieb es weitgehend verunmöglicht, von sich aus aktiv zu werden. Obwohl zum Teil recht zuverlässige Nachrichten auf geheimen

Wegen in die Schweiz gelangten, konnten sie nicht verwertet werden, weil die Zensurbestimmungen auf den streng vertraulichen Charakter dieser Quellen bewusst keine Rücksicht nahmen.

Ein bisher noch nicht bekanntes Beispiel mag zur Illustration genügen. Dem hierfür massgebenden Auslandsredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung» kamen u. a. von einem ehemaligen deutschen Staatssekretär sowie von einem in Berlin akkreditierten Diplomaten, der besondere Verbindungen nach Russland besass, Hinweise über Massenvernichtungen zu. Selbst die Abschrift eines Protokolls, das von einer deutschen Wehrmachtsstelle im Osten über jüdische Massengräber der SS angefertigt worden war, gelangte in seine Hände. Die so gewonnenen Kenntnisse liessen sich jedoch nach der geltenden Überwachungspraxis nicht direkt verwenden. Zusehends alarmiert, bat der Redaktor den polnischen Presseattaché, seine Exilregierung in London solle ein Memorandum über die deutsche Ausrottungspolitik in Polen anfertigen, das dann als Exklusivinformation über die Depeschenagentur an die NZZ zugeleitet werde. In dieser Weise wurde denn auch verfahren.

Selbst hier war es offenbar nicht möglich gewesen, direkte Informationen zu verwenden. Die Frage, ob das relativ seltene aktive Eingreifen der Presseüberwachung in diesem Bereich nicht überbewertet, die bestehenden Restriktionen aber unterschätzt wurden, möchte Anregung zu einer Sonderstudie über diesen Problembereich geben.

Die Presseüberwachung kann nur gerecht beurteilt werden, wenn sie in den grösseren Rahmen der Landesinteressen gestellt wird. Die Zwangssituation, die Bedürfnisse nach Information mit den

Geboten der Staatsräson abzuwägen, wird im letzten Hauptabschnitt in ihrer komplexen Vielschichtigkeit erhellt. Obwohl Begriffe wie «Neutralität» gelegentlich überstrapaziert wurden, blieb, so lautet das zusammenfassende Ergebnis, ein beachtlich grosser Spielraum für nonkonforme Äusserungen frei.

Das im Verlag Huber erschienene Werk, das mit einem informationsreichen Anmerkungsapparat ausgestattet und durch einen Dokumentenanhang bereichert ist, bietet nicht nur die gesuchte Orientierungshilfe zur Beurteilung der damaligen Presseberichterstat-

tung, sondern enthält darüber hinaus eine Fülle von Hinweisen zur allgemeinen schweizerischen Zeitgeschichte. Die Auswertung umfangreicher Aktenbestände insbesondere des Bundesarchivs in Bern sowie die Befragung von zahlreichen Persönlichkeiten, die damals an verantwortlicher Stelle standen, verleihen dieser Forschungsarbeit einen besonderen Wert.

Klaus Urner

¹Georg Kreis, Zensur und Selbstzensur, Die schweizerische Pressepolitik im Zweiten Weltkrieg, Verlag Huber, Frauenfeld 1973.

BEGEGNUNG MIT HERRSCHAFT UND MIT FREMDE

Urs Bitterli, Historiker des Kolonialismus und Afrikanist, hat das Werk von vier Schriftstellern dreier Generationen in die Zusammenhänge seines eigenen Forschungsbereiches gestellt¹. Er hat somit an Literatur «ausserliterarische» Massstäbe herangetragen, Romane, Stücke als Dokumente gewertet und rechtfertigt das mit einem Zitat von R. G. Collingwood: «Auch das schriftstellerische Werk kann als historische Quelle begriffen werden.»

In der Einleitung greift Bitterli weit aus, von Homer über Camoëns, Diderot bis zu Kipling, Forster, Orwell, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, dass Kolonialismus immer mit Herrschaft, mit Überlagerung, mit wechselseitiger Veränderung zu tun hat – also nicht nur mit odysseeischem «Aufbruch zur Ungewissheit ferner Küsten», obzwar gewiss auch damit.

Eine Verwendung von Literatur als historischer Quelle kann nicht nur von Literaturdeutern in Frage gestellt wer-

den, sondern auch von Historikern. So hat Franco Venturi in seiner Geschichte des russischen Populismus sich gegen die Meinung gewendet, aus Dostojewskis «Dämonen» sei irgend etwas über Netschajew zu erfahren. Dem hat jedoch Alain Besançon in «Le tsarevitch immolé» widersprochen, und gewann aus Motiven russischer Dichter von Puschkin bis Alexander Blokh Einsichten in die Besonderheiten der russischen Geschichte. Die Rechtfertigung des Vorgehens kann jedenfalls nur im Ergebnis selber gesucht werden.

Urs Bitterlis Thema, und vor allem der erste seiner vier Autoren, ist so gewaltig, dass die im Vergleich dazu knappe «Broschur» den Appetit mehr weckt als stillt.

Von den Romanen und Novellen Conrads werden nur jene berücksichtigt, die es mit der malayischen Welt und mit Afrika («Im Herz der Finsternis») zu tun haben. Ist aber nicht «No-stromo» der reifste und subtilste poli-

tische Roman des polnischen Wahllängländers? Er spielt in der reichen Provinz eines korrupten mittelamerikanischen Staates, die zugleich durch nordamerikanisches Eingreifen und durch fortschrittliche Lokalpatrioten zu einem selbständigen Staate wird, wobei ein Vergleich mit der Entstehung Panamas nicht fern liegt. Die hier unvergleichlich dargestellte amerikanische Form des «indirekten Kolonialismus» hätte Urs Bitterlis Thematik erweitert ohne sie zu sprengen.

Bei André Malraux, dessen Romane vorzüglich gedeutet werden, ist Bitterli der von Malraux selber geförderten Legende zum Opfer gefallen, wonach der Autor an der chinesischen Revolution beteiligt gewesen wäre: das ist namentlich durch die Memoiren von Clara Malraux, die Biographie von Jean Lacouture widerlegt². Dabei tut die biographische Selbststilisierung Malraux' der Bedeutung seiner Chinaromane keinen Eintrag. Sie zeigten, dass anti-kolonialistische Revolutionäre ebenso als Abenteurer mit Machtdrang in ein unterdrücktes Land kommen mögen wie einst Conquistadoren. Der Auf-

stand der Chinesen gegen die sowjetischen «Berater» wurde hier, dreissig Jahre bevor er geschah, prophezeit und verständlich gemacht.

Graham Greene und erst recht Peter Weiss sind nicht mit Conrad und Malraux vergleichbar. Doch ist sich Urs Bitterli dieses Unterschieds sehr wohl bewusst, wie er überhaupt dazu neigt, den Werken höchsten literarischen Ranges auch die grössere historische Bedeutung beizumessen. Wenn Kolonialismus eine bewusstseinsverändernde Beziehung zwischen Menschen ist und nicht nur ein Sachverhalt, dann trifft es gewiss zu, dass gerade die grosse Literatur entscheidende Erkenntnisse vermittelt. Hervorzuheben ist, dass Urs Bitterli klar und durchsichtig schreibt – das hat heute bei Taschenbüchern mit solcher Thematik Seltenheitswert.

François Bondy

¹ Urs Bitterli, Malraux, Conrad, Greene, Weiss, Schriftsteller und Kolonialismus, Benziger Verlag, Zürich, 1974. – ² Vgl. meinen Aufsatz über André Malraux in Schweizer Monatshefte, April 1974.

MODERNE DICHTER UND DIE GESELLSCHAFT IN DER SCHWEIZ

Niemand erwartet heute vom Dichter, dass er sich über Gott und die Welt auslasse, geheimnisvoll über die Geheimnisse der Natur schreibe, die Reinheit der Alpenwelt zu rühmen verstehe, Wälder und Auen schildere und mit den Nachtigallen singe. Aber von der Gesellschaft muss er etwas verstehen, wenn er die gerade bestehende Gesellschaftsform auch rundweg ab-

lehnt. Muss er wirklich? Oder muss er bloss mitreden wollen? Mitgearbeitet zu haben, ist keine Voraussetzung, als engagiert zu gelten, Hauptsache, man flieht nicht in die Arme von Mutter Natur. Welche Souveränität, ja Unabhängigkeit gegenüber den gesellschaftlichen Problemen besessen, verglichen mit den Modernen, frühere Dichter! Und wie viel Sinn für Neben- oder

Übermenschliches: «Der Mensch ist diejenige Substanz, die die ganze Natur unendlichfach bricht, id est polarisiert. Die Welt, des Menschen Welt, ist so mannigfach, als er mannigfach ist, die Welt der Tiere ist schon viel ärmer ...», schrieb Novalis 1826.

Der die Natur reflektierende Dichter scheint in der Schweiz, spätestens seit der Zürcher Literaturfehde von 1966, kaum mehr ernst genommen zu werden. Wir haben bei uns keine Ingeborg Bachmann und keinen Thomas Bernhard. Und wir hatten keine Klassik, keine Romantik, vom Expressionismus nur spärliche Teilhabe. Vielleicht, weil bei uns Künstlertum nie zum absoluten Anspruch geworden ist. So denkt auch Thorbjörn Lengborn, der seine Stockholmer Lizentiatsarbeit (in schwedischer Sprache) zu einem umfangreichen, für politisch interessierte Historiker wie für Literaturfreunde gleich nützlichen Buch mit dem Titel *Schriftsteller und Gesellschaft in der Schweiz* erweitert hat¹. Anknüpfend an Beobachtungen über das Fehlen von Höhenflügen im Stile Nietzsches, sagt er in der Einführung über die Schweiz: «Infolgedessen haben der Ästhetizismus und die Künstlergestalt in der deutschschweizerischen Dichtung nie dieselbe Bedeutung erhalten wie in der übrigen deutschen. Der Schweizer Schriftsteller hat auch in unserem Jahrhundert – vielleicht besonders in den Jahren 1933 bis 1945 – eine starke politische und gesellschaftliche Verantwortung gefühlt, die auch im Rahmen der Dichtung bei der Gestaltung des Künstlertypus zum Ausdruck gekommen ist» (S. 21f.).

Ob man in absehbarer Zukunft für das Thema Schriftsteller und Gesellschaft einmal als Paradebeispiel Erich von

Däniken heranziehen wird? Um das Verantwortungsgefühl für soziale und politische Probleme zu zeigen und um auf altmodisch-akademische Weise zu einer Beurteilung der Lage zu gelangen, eignen sich bestimmt besser Männer wie Zollinger, Frisch und Dürrenmatt, mit denen sich der sympathische Schwede denn auch befasst. Bei Albin Zollinger geht er, wie übrigens auch in den anderen Fällen, vom Biographischen aus, analysiert ihn als zeitkritisch engagierten Schriftsteller, spricht von seinem «sozialen Pathos», seinem «Pazifismus und Patriotismus», merkt an, dass für Zollingers Bild der Schweiz die Gedanken Hermann Keyserlings in seinem *Spektrum Europas* (1928) wichtig waren. Die Meinung Keyserlings, vom Rütligeist sei nichts mehr zu spüren, die Schweizer seien nun ein Volk der Hoteliers geworden, hat sich ihm eingepägt, und in den Romanen wurden die Gedanken aufgenommen und variiert (S. 77f.). Lengborn zeigt auch Zollingers (positive) Einstellung zur geistigen Landesverteidigung, seine Reaktionen auf die Kriege in Abessinien und Spanien, und vergleicht verschiedene seiner dichterischen und politischen Texte.

Solche Vergleiche machen das Buch nützlich, denn sie sind bisher von niemandem so ernst genommen worden. Bei Frisch ist der Vergleich besonders ergiebig, sind doch die Jahre seiner Begeisterung für den Plan einer neuen Stadt (etwa 1953–1955) für sein dichterisches Schaffen besonders fruchtbar gewesen; 1954 erschien der Roman *Stiller*. Lengborn stellt vier verschiedene Phasen seiner Zeitbezogenheit fest (S. 129f.): 1. die bis 1945 ohne deutliche Zeitkritik, 2. die erwähnten Jahre eines ausgeprägten Engagements mit verschiedenen polemischen Arbeiten, 3. die

Entwicklung seit etwa 1958, dem Jahr der Büchner-Rede, von der Gesellschaftskritik weg, 4. seit 1964 die einer vermehrten Trennung von Dichtung und Journalistik. Das zweite Tagebuch stellt allerdings diese Einteilung sehr in Frage. Instruktiv sind die Dokumentationen – Lenghorn kann sich auch auf ungedrucktes Material stützen – zur zweiten Periode; durch verschiedene Zitate aus dem Vortrag *Cum grano salis* und *Stiller* kann er demonstrieren, wie bestimmte Formulierungen wörtlich aus dem publizistischen Werk ins dichterische übernommen worden sind.

Dürrenmatts Verhältnis zur Gesellschaftsform der Schweiz ist natürlich sehr verschieden von dem der beiden Zürcher. Ausgehend vom bekannten Ausspruch im Werkstattgespräch – der einzige Platz, der dem Schriftsteller zukomme, sei der zwischen Stuhl und Bank – meint Lenghorn in einem der ersten Abschnitte über Dürrenmatt: «Dürrenmatt beherrscht die technischen Mittel der Gesellschaftskritik, lässt jedoch das Publikum in Unklarheit über seine eigentlichen Ziele. Die Gefahr ist – auf weite Sicht –, dass die Methoden für Dürrenmatt ein Spiel werden und dass er am Ende ein reiner Unterhaltungsautor wird. Hat dieser Schriftsteller wirklich eine bestimmte Auffassung, einen eigenen Standpunkt, oder löst sich bei ihm alles nur in einem dialektischen Spiel auf? Das ist die ernsthafte Frage, die man zur Gesellschaftsproblematik in Dürrenmatts dichterischen Werken stellen muss» (S. 225). Auch für ihn ist nach der Meinung des Verfassers eine bestimmte Entwicklung festzustellen, allerdings eine von einfacherer Form als

bei Frisch: Während es in den vierziger und fünfziger Jahren relativ wenig Äusserungen von ihm zum aktuellen politischen Geschehen gegeben habe, seien sie seit Mitte der sechziger Jahre häufig. In der Tat ist das politische Engagement – oder ist es «neurotische Abgeneigtheit» (S. 225)? – seit der Mitte der sechziger Jahre sehr gross geworden; nach der Publikation des sonderbaren Bandes *Heimat im Plakat* (1963), das Lenghorn nicht verzeichnet, kommt es zu immer mehr (öffentlichen) Zerwürfnissen, (Theater-)Affären, Prozessen, und die damit verbundene Dissoziation von der schweizerischen Gesellschaft ist nicht zu übersehen. Von dem vorübergehenden Sympathiegewinn durch Dürrenmatts Solidaritätserklärung für Israel, zum mindesten beim bürgerlichen Publikum, konnte Herr Lenghorn während der Arbeit an seiner Studie noch nichts wissen.

Wie gesagt, ein nützliches, als Ergänzung zu den Erleuchtungen mehr theoretisch orientierter Essayisten oder zum Beispiel der mehr auf sprachliche Probleme bezogenen Dokumentation «Der Schriftsteller und sein Verhältnis zur Sprache» (Hg. P. A. Bloch, Francke-Verlag 1971) ausserordentlich wertvolles Buch. Ein Ausländer hat offenbar mehr Distanz diesem heiklen Thema gegenüber, als ich es mir bei irgendeinem Schweizer Literaturfreund vorstellen könnte.

Hans Bänziger

¹Thorbjörn Lengborn, Schriftsteller und Gesellschaft in der Schweiz, Eine Studie zur Behandlung der Gesellschaftsproblematik bei Zollinger, Frisch und Dürrenmatt, Athenäum-Verlag, Frankfurt a. M. 1972, 340 Seiten.

DIE BESSERE THEOLOGIE DER DICHTER

Die hauptsächlich als Theologin bekannte *Dorothee Sölle* doziert Literaturwissenschaft an der Universität Köln. Im Vorwort zu ihrer umfangreichen, unter dem Titel «*Realisation*»¹ erschienenen Kölner Habilitationsschrift bemerkt sie, es sei «in einer Krisensituation der Theologie ... nur verständlich, wenn der Blick sich von den überlieferten klassischen theologischen Texten abwendet und andere, bessere Theologie sucht bei den Schriftstellern und in ihrer Sprache, die kritischer und weltlicher ist». Verständlich ist dies besonders dann, wenn man den Ausweg aus der Krisensituation so entschieden in der Richtung der sogenannten nicht-religiösen, existenzialen Interpretation des christlichen Glaubens sucht wie die Verfasserin. Mit Gogarten, Bonhoeffer und Tillich versteht sie die fortschreitende Säkularisierung aller Lebensgebiete als die rechtmässige, notwendige Folge des Christentums selber, als dessen allmähliche Verwandlung aus einer Jenseitsreligion in ethisches Verhalten, in wirkliche Nachfolge Christi.

Als repräsentative Zeugnisse der zu bejahenden Säkularisierung gelten ihr eine Anzahl neuzeitlicher Dichtungen. Im einleitenden theoretischen Teil zeigt sie etwa, wie biblische Anklänge und Zitate in Büchners «Woyzeck», abgelöst von ihrer kirchlichen Bedeutung, zum ganzheitlichen Ausdruck erniedrigten und beleidigten Menschentums dienen, wie «A Fable» von Faulkner und «Requiem für einen spanischen Landmann» von Ramón José Sender die Passion Christi in den Leidenswegen weltlicher Rebellen abwandeln. In solcher Dichtung sind nach Dorothee Sölle die

Grenzen zwischen Weltlich und Geistlich aufgehoben, es vollzieht sich ein Doppelprozess von Säkularisation und Sakralisation, von Verweltlichung des Religiösen und Vergeistlichung des Weltlichen. «In einem gewissen Sinn», meint sie, «behandelt das theologische Interesse an Literatur die Dichter wie Theologen, die in einer fremden, erst zu lernenden Sprache von der gleichen Sache handeln. Es wird dem Dichter unterstellt, dass er den Ernst, die Radikalität, die Wahrhaftigkeit des Absoluten teile, nicht als ein gegenständliches Wissen von Gott, wohl aber als ein bestimmtes, die je gegebene Wirklichkeit transzendierendes Fragen des Menschen, das man nur umgehen kann um den Preis der Wirklichkeit selber.»

Auf den grundlegenden theoretischen Teil und die zugehörigen Beispiele folgen eingehende Untersuchungen existenztheologisch bedeutsamer Werke von Karl Philipp Moritz, Jean Paul und Alfred Döblin. Das Hauptproblem des autobiographischen Romans «Anton Reiser» von Moritz ist die zu überwindende Selbstentfremdung. Moritz' Entfremdungserlebnis war grossenteils durch die bedrückende pietistische Umwelt seiner Jugendjahre verursacht. Andererseits förderte ihn diese in der Selbstbeobachtung, die wiederum seinem Bemühen um radikale Aufrichtigkeit zugute kam. Den Protest Anton Reisers, sein Verlangen nach menschlicher Totalität, deutet die Verfasserin als religiös im Sinne der Bezogenheit auf einen unbedingten Anspruch. (Tillich: «Gott ist ... der Name für das, was den Menschen unbedingt angeht.») Eine seltsame Mischung von Blaspheme

mie und Sakralisation kennzeichnet die beiden kleineren Romane von Moritz, «Andreas Hartknopf» und «Andreas Hartknopfs Predigerjahre», denen erst in jüngster Zeit gebührende Beachtung zuteil geworden ist. Moritz selber hat den erstgenannten in einem Brief an Goethe «eine wilde Blasphemie gegen ein unbekanntes grosses Etwas» genannt.

Jean Paul, der mit Moritz befreundet war und ihm Förderung verdankte, hielt die Dichtung für fähig, die absterbende Religion zu ersetzen. Seine grundlegende Problematik war die von Endlichkeit und Unendlichkeit. Indem er das wahre Wesen des Menschen in der unendlichen Sehnsucht, im grenzenlosen Wünschen sah, geriet er in Widerspruch zum «Geist von Weimar», zu Goethes vorwiegend ästhetischer, politisch und sozial resignierender Denkart. Sein Bekenntnis zu politisch-sozialer Veränderung wird von Dorothee Sölle aus ursprünglich christlichen Antrieben hergeleitet. Jean Paul empfindet zutiefst das Grauen vor einer nihilistischen Wirklichkeit; Atheismus aber ist für ihn gleichbedeutend mit Nihilismus. Er glaubt an unendliche Möglichkeiten der Vervollkommnung und postuliert daher die Unsterblichkeit der Seele. Die starken aufklärerischen Komponenten seines Werdegangs hindern ihn jedoch an der Rückkehr zum Kirchenglauben, und so bildet sich in ihm das, was Dorothee Sölle «ein modernes christliches Bewusstsein» nennt, ein Bewusstsein, in welchem Glaube und Zweifel nebeneinander existieren. Im Einstehen für die Liebe, deren Möglichkeiten unbegrenzt sind, wird der Kampf um den Sinn des Lebens positiv entschieden.

Alfred Döblin erblickte in Jean Paul

einen Vorläufer und hatte dabei sicher nicht bloss die verwandte Kühnheit und Üppigkeit der Dichterphantasie im Auge. Auch er war ein Antiklassiker, Gegner der «Literatur um ihrer selbst willen», Vertreter einer auf gesellschaftliche Wirkung ausgehenden kämpferischen Kunst. Indirekte Mitteilung christlichen Glaubens findet Dorothee Sölle namentlich in den beiden Romanen «Berlin Alexanderplatz» und «Hamlet». Sie spricht vom experimentellen Charakter der theologischen Wahrheitsfindung bei dem Erzähler Döblin: «Experimentell wird eine der wesentlichen Vorstellungen des Unglaubens, nämlich die von der Allmacht des Schicksals, widerlegt; experimentell, das heisst nicht durch Hinweise auf <Gott>, der als Schöpfer und Erlöser dem Schicksal überlegen sei, sondern weltlich, indem die trotzig-resignierte Unterwerfung unter das Schicksal, die Anbetung dieses Götzen, ad absurdum geführt wird und der Held zur Erkenntnis kommt.» Der Fatalismus wird überwunden durch das Bewusstsein von Freiheit, Schuld und Verantwortung.

Das Buch bietet eine Fülle erhellender Bemerkungen über einige grossartige Erscheinungen der Literatur. Die Hauptthese indessen, Realisation sei «die weltliche Konkretion dessen, was in der Sprache der Religion <gegeben> oder versprochen ist», steht und fällt mit der existenzialen Interpretation des christlichen Glaubens. Davon abgesehen, dass solche Realisation eher im Leben als in der Dichtung stattfinden müsste, erscheint es zweifelhaft, ob den untersuchten Dichtungen in dem Grade, wie Dorothee Sölle tut, christlicher Charakter zuzusprechen sei. Gewiss kommen in ihnen religiös zu nennende Sehnsucht und dem Christen-

tum entstammende sittliche Antriebe zum Ausdruck. Sinnbildhaft wirkt das Christentum ferner in den biblischen Anspielungen und bibelsprachlichen Wendungen dieser Werke nach. Aber die Verfasserin macht vom Begriff des Christlichen einen überdehnenden Gebrauch. Wenn sie das Nebeneinander von Glauben und Zweifel als modernes christliches Bewusstsein bezeichnet, so setzt sie sich darüber hinweg, dass Bibel und kirchliches Christentum ein solches Nebeneinander keineswegs anerkennen, sondern den Zweifel verwerfen. Die von ihr angeführten Dichter reden vom Überweltlichen gar nicht oder in unbestimmten Ahnungen, Bibel und Kirche dagegen in der Sprache völliger Gewissheit.

Sehr fraglich ist es sodann, ob der Wille zu politischer und sozialer Veränderung ein christlicher sei. Bisher erwartete der am Neuen Testament orientierte Christ eine Weltverwandlung nur durch Gottestat und suchte leidend das eigene Seelenheil zu gewinnen. Jean Pauls grundsätzliches Nein zum Leiden verträgt sich schwerlich mit der so lange gepredigten Theologie des Kreuzes.

Wie unsicher der Begriff des Christlichen bei Dorothee Sölle ist, verrät ihr

Selbstwiderspruch im Falle Döblins. Der spätere, zum Katholizismus übergetretene Döblin, schreibt sie, habe sich der christlichen (katholischen) Tradition bedenkenlos unterworfen, an anderer Stelle aber, seine Konversion habe keine Rückkehr zu Pfaffen und Jenseits bedeutet. Da der Jenseitsglaube zweifellos zur christlichen Tradition gehört, muss Döblin, wenn er sich dieser unterwarf, zu jenem zurückgekehrt sein.

Die moderne Weltlichkeit hat sich wohl eher *gegen* das biblische und kirchliche Christentum als *aus* ihm entwickelt. Erst angesichts der vom atheistischen Marxismus betriebenen Veränderung der Menschenwelt haben sich christliche Theologen einfallen lassen, die Lehre Jesu im Sinne fortschrittlicher Gesellschaftspolitik umzudeuten. Aber wird noch Christentum heissen dürfen, was dessen ursprünglichen und bisherigen übernatürlichen Gehalt mehr weg- als umdeutet?

Robert Mächler

¹Dorothee Sölle, *Realisation, Studien zum Verhältnis von Theologie und Dichtung nach der Aufklärung*, Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1973.

EIN DOKUMENT DER GEISTESGESCHICHTE

C. G. Jungs Briefe

Nachdem Band II und III der Briefe von C. G. Jung vorliegen, hat ein Unternehmen seinen Abschluss gefunden, das schon bei Erscheinen des ersten Bandes hinsichtlich der erstaunlichen Spannweite und der editorischen Sorgfalt, mit der die Herausgeber zu

Werke gingen, zu grossen Erwartungen Anlass gab (vgl. Schweizer Monatshefte 52. Jahrgang Heft 6, September 1972, S. 445 ff.). Es zeigt sich nun, dass sich diese Erwartungen in hohem Masse erfüllt haben.

Als langjährige Mitarbeiterin, Proto-

kollantin und Herausgeberin der autobiographischen Aufzeichnungen «Erinnerungen, Träume, Gedanken» war Aniela Jaffé, Zürich, für diese wichtige Aufgabe geradezu prädestiniert. Sie wurde dabei durch Gerhard Adler, London, unterstützt, der die englische Ausgabe der Briefe betreut¹.

Setzte der erste Briefband mit dem Briefwechsel ein, der sich zwischen Jung und Freud, sodann zwischen Jung und Vertretern der entstehenden psychoanalytischen Bewegung entwickelte, so kam damit zum Ausdruck, dass die publizierten Texte im Hinblick auf Jungs eigenes Schaffen zusammengetragen worden sind. Diese zweifellos gerechtfertigte Betonung des Werks steht jedenfalls im Vordergrund. Die Art und Weise, wie der Briefschreiber seinen Adressaten gegenübertritt, mit welcher Aufmerksamkeit er deren Argumente abwägt, auf ihre Sorgen und Fragen eingeht, lassen Jungs Persönlichkeitsbild deutlich genug hervortreten. Wer sich mit den Grundlagen der Analytischen Psychologie vertraut gemacht hat, der weiss, welche Vielfalt lebendiger Wechselbezüge sie herzustellen vermag. Dieser Umstand erklärt auch die Vielgestaltigkeit des Menschenkreises, der mit dem Tiefenpsychologen in Kontakt trat, und was für eine Fülle der Themen zu besprechen war.

Es handelt sich demnach keineswegs nur um die Erörterung tiefenpsychologisch-psychotherapeutischer Probleme mit Patienten und Kollegen, wie wohl hierzu Aufschlussreiches gesagt wird. Zu dem Meinungsaustausch im engeren fachlichen Sinne treten die Kontakte mit Künstlern und Schriftstellern (zum Beispiel H. Hesse, J. Joyce, A. Kubin, J. Priestley, U. Sinclair, H. Read, L. van der Post), so-

dann mit namhaften Gelehrten aus den natur- und geisteswissenschaftlichen Bereichen (zum Beispiel H. Bender, Graf Keyserling, R. Pannwitz, W. Pauli, J. B. Rhine, R. Wilhelm, H. Zimmer). Mit vielen verband Jung eine jahrelange enge Zusammenarbeit eines geistigen Gebens und Nehmens, wenn wir an die Verbindung mit dem Atomphysiker und Nobelpreisträger Pauli denken oder an den Sinologen Richard Wilhelm oder an den Indologen Heinrich Zimmer. Dem Dialog mit protestantischen und katholischen Theologen hat Jung zeitlebens besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Es galt immer wieder Missverständnisse zu klären. Vor allem hatte Jung zu betonen, dass er als Arzt und als empirisch arbeitender Wissenschaftler, niemals aber als Theologe oder als Philosoph von religiösen Erfahrungstatsachen gesprochen habe. Stets ist es der Mensch, der gesunde und der leidende, der von den Fragen nach dem Lebenssinn und von den Problemen geistig-seelischer Reifung umtriebene Mensch, dem sich der Arzt und Psychologe als ein zutiefst Mitbetroffener zuwendet.

Wie aber steht es mit dem Verhältnis der psychologischen Forschung zu jenen Bezirken, die ausschliesslich in den Zuständigkeitsbereich anderer Disziplinen zu gehören scheinen? – Jung wurde nicht müde, die Notwendigkeit der erkenntnistheoretischen Beschränkung so eindeutig wie nur möglich hervorzuheben, wenn er beispielsweise schreibt: «Ich kann nur nochmals betonen, dass ich als Psychologe meine wissenschaftliche Pflicht erfüllen muss und deshalb über die natürlichen Grenzen einer Wissenschaft nicht hinausgehen darf, ohne mich einer intellektuellen Anmassung schuldig zu machen.

Ich kann es mit meinem wissenschaftlichen Gewissen unter keinen Umständen vereinigen, in unbescheidener Selbstüberhebung irgendwelche Aussagen über Gott zu machen, die einem Glauben oder einem subjektiven Dafürhalten entspringen und die der Wissenschaft einmal gesetzten Grenzen überschreiten. Selbst was ich persönlich über die letzten Dinge denken sollte, ist, als Gegenstand der Wissenschaft betrachtet, ihrer Kritik unterworfen ... Meine subjektive Einstellung ist, dass ich jede religiöse Haltung achte, aber zwischen dem Inhalt des Glaubens und den Erfordernissen der Wissenschaft einen unbittlichen Trennungsstrich ziehe.» Aus demselben Grund vermied es Jung konsequent, über den Glauben als religiöses Phänomen zu spekulieren oder zu diskutieren.

Und gerade an diesem Punkt riss der Meinungsstreit nicht ab. So stellte der Schweizer Kulturwissenschaftler Jean Gebser in seiner resümierenden Schrift «Abendländische Wandlung» (1942) die Behauptung auf, dass die Tiefenpsychologie C. G. Jungs, von der Wissenschaft her gesehen, die stärkste Annäherung an das Religiöse darstelle: «Die Zukunft wird erweisen, ob aus der psychologischen Rückverbindung (religio) eine psychische hervorzugehen vermag, ob der wissenschaftliche Weg des subjektiven Wissens ohne Bruch in das herzugestaltende Universum des objektiven Glaubens münden kann.»

Jung entstammt einer reformierten Pfarrersfamilie. Doch nicht dies ist der Grund, weshalb ein verhältnismässig grosser Teil der Briefpartner des II. und III. Bandes Theologen sind. Die Notwendigkeit zum Gedankenaustausch über religiöse Fragen und theologische Problemstellungen ergab sich

ihm aus der Sache selbst. Im analytisch-therapeutischen Gespräch nahm er immer wieder wahr, welche entscheidende Bedeutung die religiöse Situation für den leidenden Menschen hat, selbst wenn er sich dessen gar nicht bewusst ist. Freilich war der Disput mit Theologen für Jung nicht immer eine ungetrübte Freude. So schreibt er einmal einem katholischen Theologen:

«Ich diskutiere häufig mit katholischen wie mit protestantischen Theologen. Im allgemeinen wissen sie erstaunlich wenig von echter seelischer Erfahrung, und die Weisheit der Väter scheinen sie oft vergessen zu haben. Die herrliche Zusammenfassung von Thomas von Aquin zu besitzen, ist schön und gut, aber wenn es zur Deutung der lebendigen Menschenseele kommt, bedarf es *eigener Erfahrung* ...» Um so grösser ist seine Genugtuung, wenn er an den befreundeten englischen Dominikaner Victor White schreiben kann: «Sie sind für mich ein weisser Rabe, denn Sie sind der einzige mir bekannte Theologe, der wirklich etwas von dem verstanden hat, was das Problem der Psychologie in unserer Welt heute bedeutet. Sie erkannten ihre umfassenden Sinnbezüge!»

Zahlreiche Briefe machen deutlich, dass es Jung wesentlich darum ging, solche umfassenden Sinnbezüge mit Hilfe der Analytischen Psychologie herzustellen und auf dem Weg der Selbstwerdung (Individuation) Impulse zu entsprechender Eigenerfahrung zu vermitteln². Alle diese Anregungen, Ratschläge und Hilfestellungen werden mit grosser sachlicher Nüchternheit gegeben: «Je älter ich werde» – so schreibt der Fünfundachtzigjährige – «desto tiefer bin ich beeindruckt von der Vergänglichkeit und Unsicherheit unserer

Erkenntnis, und desto mehr suche ich Zuflucht bei der Einfachheit unmittelbarer Erfahrung, um den Kontakt mit den wesentlichen Dingen nicht zu verlieren, nämlich den Dominanten, welche die menschliche Existenz durch die Jahrtausende bestimmen.»

Doch der Blick des Briefschreibers ist nicht etwa nur auf die Vergangenheit zurückgewandt. Die prospektive Note, die dem gesamten Lebenswerk von C. G. Jung in hohem Masse eignet, kommt auch in den Briefen der letzten Jahrzehnte zum Ausdruck. Hier ist die Zukunftsschau freilich von der ernststen Sorge begleitet. Ein Jahr vor seinem Tod schreibt Jung dem chilenischen Diplomaten Miguel Serrano: «Es erfüllt mich mit Schmerz und Furcht, wenn ich an die von den Weltmächten aufgehäuften Mittel zur Selbstzerstörung denke. Unterdessen erteilt jeder jedem gute Ratschläge, und keiner scheint die Notwendigkeit zu erfassen, dass der Weg zur Besserung bei ihm selbst beginnen muss. Diese Wahrheit ist fast zu einfach ...»

So lässt sich die inhaltliche wie die substantielle Fülle der drei Briefbände schwerlich mit wenigen Worten referieren. Aber zweifellos haben wir es hier mit einem Werk zu tun, das abgesehen von der speziellen biographischen Bedeutung ein wichtiges geistesgeschichtliches und ein gewichtiges menschliches Dokument darstellt. Es ergänzt nicht allein die Autobiographie, in der ver-

hältnismässig wenig von den Menschenbegegnungen gesprochen wird, die Jung zuteil geworden sind, sondern es ist diesen Briefen ein hoher hermeneutischer Wert beizumessen. Sie interpretieren und sie präzisieren in vielfältiger Weise das Werk eines Mannes, das nicht mit einem Dogma, schon gar nicht mit einer im Abstrakten bleibenden Summa Psychologica verwechselt werden darf. Dieses Werk ruft vielmehr zu kritischer Auseinandersetzung, zur Vertiefung und zur Weiterarbeit auf. Recht verstanden weist das Werk von seinem Inaugurator weg und auf die unerlässliche, keinerlei Stellvertretung dulden- de Aufgabe des konkreten Menschen: er selbst zu werden.

Allein unter diesem Aspekt gelesen, bergen die Briefe von C. G. Jung einen Schatz, der gehoben zu werden verdient.

Gerhard Wehr

¹C. G. Jung, Briefe II 1946–1955, herausgegeben von Aniela Jaffé in Zusammenarbeit mit Gerhard Adler. Ders., Briefe III 1956–1961, Walter-Verlag, Olten-Freiburg i. Br. 1972/73. – ²Vgl. Aniela Jaffé, Der Mythos vom Sinn, Rascher-Verlag, Zürich 1967. Helmut Barz, Selbst-Erfahrung, Tiefenpsychologie und christlicher Glaube, Kreuz-Verlag, Stuttgart 1973. Gerhard Wehr, Wege zu religiöser Erfahrung, Analytische Psychologie im Dienste der Bibelauslegung, Walter-Verlag, Olten-Freiburg i. Br., 1974.

HINWEISE

Chile 1970–1973

Mario Puelmas Untersuchung der Regierungszeit Allendes («Chile 1970–1973 – Die Zerschlagung einer Demokratie») vermittelt dem Leser ein anderes Chile-Bild, als er es bisher aus den meisten diesem Thema gewidmeten Publikationen gewinnen konnte. Nach Puelma vollzog sich in den drei Jahren Volksfrontherrschaft unter Allende eine eigentliche Zerstörung der einzigen funktionsfähigen südamerikanischen Demokratie. Vom Verlag als «wissenschaftlich und objektiv, frei von Emotionen, auf Tatsachen gründend» angekündigt, kann der Studie bescheinigt werden, dass sie sich auf eine ganze Reihe von Dokumenten und Zeugnissen stützt. Ob das nun vorliegende Resultat wirklich *die* Wahrheit über Allende und Chile 1970–1973 enthält und alles andere, was man bisher lesen konnte, falsch, «Desinformation», gewesen ist: diese Frage zu beantworten wird erst möglich sein, wenn die benutzten Quellen und ihre Interpretation kritisch untersucht worden sind. Eine Anmerkung unwissenschaftlicher Natur schliesslich: Angesichts der seit Herbst 1973 eingetretenen Entwicklungen in Chile wäre vielleicht der (auf die Ära Allende gemünzte) Untertitel «Die Zerschlagung einer Demokratie» zu modifizieren – die *Zerschlagung* der chilenischen Demokratie scheint denn doch eher das Werk der seither amtierenden Junta unter Pinochet zu sein. (Tatsachen und Meinungen 28, Verlag Schweizerisches Ost-Institut, Bern 1974.)

Die Schweiz – keine Nation?

«On peut prévoir cependant qu'un indigène de Bâle, de Zurich ou de Berne en voyage à Bordeaux, à Londres ou à Bangkok, si on lui demande ce qu'il est, répondra spontanément: «Ich bin Schweizer». Rien n'est moins certain pour les autres catégories ethniques. Nous connaissons beaucoup de Romands qui, une fois la frontière et ses douaniers derrière les talons, répondent sans hésiter: «Je suis français» à ce genre de question. C'est simple, net, substantiellement véridique, et cela n'appelle aucune autre explication.» Ob wahr, übertrieben oder unwahr: die Behauptung, die *Roland Béguelin* hier aufstellt, ist sicherlich schockierend. Dass die Schweiz in Frage gestellt wird, ist zwar keine Novität und erst recht kein Sakrileg; dass dies aber von einer Position aus geschieht, für die es in der deutschen Sprache nur das mit unangenehmen Erinnerungen belastete Wort «völkisch» gibt, ist zumindest bemerkenswert. Allerdings wäre es böseartig und ungerecht, Roland Béguelin, Generalsekretär des Rassemblement Jurassien, zum geistigen Nachfahren einer vor wenigen Jahrzehnten nördlich des Rheins beheimateten politischen Lehre zu stempeln. Denn zur «völkischen Theorie» gehörte damals – untrennbar mit ihr verbunden – der totalitäre Staatsgedanke; Béguelin und seine Gesinnungsfreunde verstehen sich jedoch als progressive Demokraten.

Für viele wird «Un faux témoin – la Suisse» (der Buchtitel ist ausdrücklich als Antithese zu André Siegfrieds

«La Suisse – démocratie témoin» zu verstehen) ein Ärgernis sein, das am besten totzuschweigen wäre. Dennoch ist das Buch zur Lektüre zu empfehlen. Dies nicht aus dem Grunde, weil Béguelin ein wortgewaltiger und brillanter Pamphletist ist, sondern deshalb, weil es unbedingt einer Notwendigkeit entspricht, sich mit den Gedankengängen der jurassischen Separatisten zu befassen, einer Minorität in unserem Lande, die wie jede andere einen selbstverständlichen Anspruch darauf besitzt, dass man sich mit ihr auseinandersetzt und sie gründlich kennenlernt, bevor man über sie urteilt.

Denn eingestanden: einige Dinge, die Béguelin anführt, müssen in erster Linie den Deutschschweizer nachdenklich stimmen; so beispielsweise die Bemerkungen über unsere (mundartliche) Muttersprache, die in der Tat wie eine Barriere auf Anderssprachige – gerade auch auf anderssprachige Schweizer – wirken kann (was der Autor im übrigen von den deutschschweizerischen Mundarten behauptet, zeugt allerdings von groteskem linguistischem Unverständnis); dann der Vorwurf, dass sich die Schweiz in der Vergangenheit viel zu wenig mit dem Jura, seinen Anliegen und Problemen, befasst habe. Aus diesen Gründen wäre zu wünschen, das umstrittene Buch könnte gelegentlich auch in deutscher Sprache erscheinen. (Editions du Monde, Paris / Lausanne / Montréal 1973.)

Armee und Friedenssicherung

Heft 1 der neuen Schriftenreihe der «Schweizerischen Vereinigung für Militärgeschichte und Militärwissenschaften» ist einem militärhistorischen The-

ma gewidmet, dessen Aktualität angesichts der sicherheitspolitischen Diskussion der jüngsten Vergangenheit evident ist: «Neutrale Kleinstaaten im Zweiten Weltkrieg» – so der Titel der Broschüre – versucht zur Klärung der (mancherorts umstrittenen) Frage beizutragen, inwiefern die militärischen Mittel eines neutralen Kleinstaates im Konfliktsfalle tatsächlich kriegsverhütend wirken können. Alfred Ernst – der kürzlich verstorbene Oberstkorpskommandant und Militärwissenschaftler – zeigt in seinem Beitrag auf, gestützt auf reichlich vorhandene deutsche militärische Dokumente aus dem Zweiten Weltkrieg, wie die Abwehrbereitschaft der drei Neutralen Norwegen, Dänemark und Schweiz aus deutscher Sicht beurteilt und für allfällige Operationen in Rechnung gestellt wurde. Ernst zieht wohl keine unstatthafter Schlüsse, wenn er – im Hinblick auf den Stellenwert der schweizerischen Armee in diesem Kalkül – folgert: «Ein strikter Beweis dafür, dass die Armee durch ihre Existenz unserem Lande den Krieg ersparte, lässt sich nicht erbringen. Ein Historiker darf nicht fragen, wie sich die geschichtliche Entwicklung unter anderen als den tatsächlich gegebenen Bedingungen gestaltet hätte. Aber es gibt *Indizien* für die Wirksamkeit der «Dissuasion».»

Die im zweiten Teil des Heftes publizierten Gedanken deutscher und französischer Militärs (Oberst Graf D. Bernstorff und Oberst Michel Garder) stützen jedenfalls die These Ernsts. Peter Gosztónys Studie zur Neutralität und Wehrbereitschaft Bulgariens 1944 schliesslich illustriert einen anderen, aber ebenso wichtigen Aspekt des Problems «Neutralität im Kriegsfall»: ohne eine geschickte und konsequente Politik schützt auch eine gutgerüstete

Armee nicht vor kriegerischen Verwicklungen. (Schriften der «Schweizerischen Vereinigung für Militärgeschichte und Militärwissenschaften», Heft 1, Buchverlag Tages-Nachrichten, Münsingen 1973.)

Dialog mit der Antike

Der Heimeran-Verlag (München), dem wir eine Reihe gepflegter Ausgaben griechischer und römischer Autoren danken, eröffnet in diesem Herbst eine neue Reihe unter dem Signet «Dialog mit der Antike». Als Herausgeber zeichnet Klaus Bartels, und gleich die ersten Hefte beweisen, dass man sich nicht vor gelehrsamer Schwerfälligkeit zu fürchten braucht. Band 1 trägt den Titel «Für und wider die Ehe» und vereinigt Aussprüche von Homer bis Seneca. Zusammenstellung, Übersetzung und ausführlichen Quellenachweis besorgte Konrad Gaiser. Der zweite Band der Reihe bringt die überraschend lebendigen «Charakter-skizzen» von Theophrast, eingeleitet, verdeutscht und erläutert von Horst Rüdiger und mit den Illustrationen von Isaac Taylor. Ein drittes Bändchen endlich macht den Leser mit einer «ägyptischen Humoreske» bekannt, der gereimten Bildgeschichte «Schlau, schlauer, am schläusten», die 1882 erschien und den Düsseldorfer Künstler Carl Maria Seippel zum Verfasser hat. Das anmutige Werklein, das frei mit der Bilderwelt ägyptischer Hieroglyphen spielt, geht von der bei Herodot er-

zählten Rhampsinit-Geschichte aus. Herausgeberin der Neuausgabe ist Elisabeth Staehelin. Noch kennen wir den Plan der Reihe nicht; aber die drei Bändchen, die den «Dialog mit der Antike» einleiten, lassen darauf schliessen, dass hier vor allem an Causerie, an muntere Konversation, an Scherzhaftes und Prägnantes gedacht ist.

Darmstädter Jahrbuch 1973

Im Verlag von Lambert Schneider in Heidelberg erscheint jeweils, neben andern Publikationen der *Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt*, auch das *Jahrbuch*, das über die Vorstände und die Mitglieder Auskunft gibt, Gedenkworte enthält und natürlich Laudationen der Preisträger. Das Jahrbuch 1973 enthält als gewichtigster Teil eine Dokumentation über die Arbeitstagung zum Thema «Herrschaft und Gesellschaft in der Sprache». Die Vorträge und die Diskussionsvoten erlauben uns einen Einblick in das, was auf vielen Ebenen, der politischen und der demagogischen zumeist, das Gespräch beherrscht. Es ist verdienstvoll, dass die Akademie das Thema aufgriff und kontradiktorisch behandeln liess. Hier nämlich zeigt sich, dass die stimmigen Theorien über Herrschaft und Gesellschaft in der Sprache nicht unbedingt auch stimmen, dass säuberliche Trennungsstriche zwischen Sprachschichten nicht unbedingt auch mit der Wirklichkeit lebendigen Sprechens übereinstimmen.